



Das Buch

Der Tag, an dem die Welt untergeht, beginnt eigentlich ganz normal: Wie jeden Morgen steigt der schüchterne Dean mit seinem jüngeren Bruder Alex in den Schulbus. Doch in der Schule kommen sie nie an. Ein Orkan, verbunden mit einem Hagelschlag von unvorstellbarer Stärke, zwingt die beherzte Busfahrerin Mrs. Wooly, in einem Einkaufszentrum haltzumachen. Dann zieht sie los, um Hilfe zu holen. Die Jugendlichen, insgesamt vierzehn, bleiben allein zurück. Anfangs erscheint ihnen alles noch als ein großes Abenteuer, doch allmählich wird ihnen das Ausmaß der Katastrophe bewusst. Kurz bevor der Fernsehempfang zusammenbricht, erhalten sie die dringende Warnung, Fenster und Türen geschlossen zu halten. Als einige, unter ihnen Dean, aufs Dach steigen, um notdürftig ein Loch zu schließen, atmen sie eine giftige Wolke aus der nahen Chemiefabrik ein. Mit verheerenden Folgen: Die Chemikalien machen nicht nur krank, sondern wirken auch wesensverändernd. Unter anderem bei Dean, der eine nie gekannte Aggression in sich aufsteigen spürt ...

Die Autorin

Emmy Laybourne arbeitete als Schauspielerin, ehe sie zum Schreiben kam. Über den großen Erfolg von MONUMENT 14, ihrem Debütroman, ist sie noch immer selbst erstaunt. Mit ihrem Mann, zwei Kindern und der australischen Echse Goldie lebt sie im Bundesstaat New York.

EMMY LAYBOURNE

MONUMENT 14

Aus dem Amerikanischen von Ulrich Thiele



Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel *Monument 14*
bei Feiweil & Friends, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Copyright © 2012 by Emily Murdoch
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Christine Schlitt
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-41163-0

www.heyne-fliegt.de

Für meinen Bruder

ERSTES KAPITEL

DINGDINGDING

Deine Mutter kreischt, dass du gleich den Bus verpasst. Sie sieht ihn schon kommen. Du bleibst nicht stehen, um sie zu umarmen und ihr zu sagen, dass du sie liebst. Du dankst ihr nicht dafür, dass sie so eine gute, fürsorgliche, geduldige Mutter ist. Natürlich nicht. Stattdessen schießt du die Treppe runter und sprintest zur Straßenecke.

Wenn es das letzte Mal ist, dass du deine Mutter siehst, wünschst du dir irgendwann, du wärst stehen geblieben, um all das zu tun. Sogar wenn du dadurch den Bus verpasst hättest.

Doch der Bus bretterte bereits durch unsere Straße, und so rannte ich los.

Als ich über die Einfahrt hetzte, hörte ich noch, wie Mom nach meinem Bruder Alex brüllte. Sein Bus, der direkt hinter meinem in den Park Trail Drive eingebogen war, kam pünktlich auf die Minute um 7.09 Uhr. Meiner hätte eigentlich um 6.57 Uhr eintreffen sollen, war aber so gut wie immer spät dran. Als wäre der Busfahrer ebenfalls der Meinung gewesen, dass es irgendwie unfair wäre, mich vor sieben abzuholen.

Alex stürmte hinter mir aus dem Haus. Unsere Sneaker klatschten in einem doppelten Stampfrhythmus über den Gehsteig.

»Denk dran«, rief er mir hinterher, »dass wir nach der Schule noch zur Heilsarmee wollen!«

»Ja, klar«, meinte ich.

Mein Busfahrer drückte auf die Hupe.

Nach der Schule sind Alex und ich manchmal rüber in den Second-Hand-Laden der Heilsarmee, um uns nach altem Elektronikram umzuschauen. Vor der Benzinknappheit hatte ich Alex immer hingefahren. Jetzt nahmen wir die Räder.

Früher hatte ich ihn auch zur Schule kutschiert, doch seit das Benzin knapp wurde, nahm die ganze Schule den Bus, alle, sogar wir Oberstufler. Wir hatten keine Wahl – es war Vorschrift.

Ich hastete die kurze Treppe hoch und war im Bus.

Hinter mir hörte ich, wie sich Mrs. Wooly sarkastisch bei Alex bedankte: »Wie schön, dass du es auch einrichten konntest, Alex.«

Mrs. Wooly fuhr den Grund- und Mittelschulbus seit Urzeiten. In unserer Stadt war sie eine Institution – eine ergraute Institution mit drahtigem Haar, die nach Aschenbecher stank und kein Blatt vor den Mund nahm. Ihr einziger Sinn im Leben war Busfahren, und dafür war sie berühmt-berüchtigt. Sie war schon ziemlich einzigartig.

Mein Busfahrer, der vom Highschoolbus, war dagegen krankhaft fettleibig und nicht der Rede wert. Mr. Reed war für gar nichts berühmt. Höchstens dafür, dass er seinen Morgenkaffee aus einem alten Marmeladenglas trank.

Obwohl der Bus erst kurze Zeit unterwegs war, hielt Jake bereits ganz hinten Hof. Jake Simonsen, der Footballheld, der Obermacker. Jake war vor einem Jahr aus Texas an unsere Schule gewechselt. Zu Hause im Süden, wo sich alles um Football drehte, war er eine Riesennummer, und bei uns wurde er schon genauso verehrt. Mindestens.

»Snacks!«, meinte Jake gerade. »Ich sag's euch, Leute! An meiner alten Highschool haben ein paar Mädchen Cola und

Kekse und Baked Potatoes verkauft, und zwar bei *jedem* Spiel. Die haben, was weiß ich, Millionen verdient!«

»Millionen?«, fragte Astrid.

Astrid Heyman, die beste Turmspringerin des Schwimmteams, die grausame Göttin, das Mädchen meiner Träume.

»Und wenn schon«, fuhr sie fort. »Ich würde meinen Sport nie aufgeben, um dem Footballteam unter die Arme zu greifen.«

Jake schenkte ihr sein goldenes Lächeln. »Nicht um uns unter die Arme zu greifen, Baby. Um einen Batzen Geld zu machen!«

Sie hämmerte ihm die Faust auf den Arm.

»Au!« Jake grinste. »Mann, hast du Kraft. Du solltest es mal mit Boxen versuchen.«

»Ich hab vier kleine Brüder«, erwiderte Astrid. »Ich boxe jeden Tag.«

Währenddessen kauerte ich mich auf meinen Platz und atmete erst mal durch. Die Lehnen der blattgrünen Kunstledersitze waren so hoch, dass man sich nur richtig hinfläzen musste, um für einen Moment zu verschwinden.

Ich zog den Kopf ein, weil ich mir keine blöden Kommentare über meinen Spurt zum Bus einfangen wollte. Aber Astrid schien nicht mal mitbekommen zu haben, dass ich eingestiegen war. Das war zugleich gut und schlecht.

Hinter mir schmiedeten Josie Miller und Trish Greenstein Pläne für irgendeine Tierrechtsdemo. Die beiden waren so eine Art Hippie-Gutmenschen. Normalerweise hätte ich sie gar nicht richtig gekannt. Doch in der sechsten Klasse hatte ich mich mal freiwillig gemeldet, um Wahlkampf für Cory Booker zu machen, und so waren wir gemeinsam von Tür zu Tür gezogen. Das war eigentlich ganz lustig, aber jetzt sagten wir nicht mal mehr Hi, wenn wir uns sahen.

Fragt mich nicht warum. Die Highschool veränderte die Leute irgendwie.

Der Einzige, der mich überhaupt wahrgenommen hatte, schien Niko Mills zu sein. Niko beugte sich rüber und zeigte auf meinen Schuh. Er sagte nichts – dafür war er wohl zu cool –, er zeigte nur. Und er hatte recht: Meine Schnürsenkel waren offen. Ich band den Schuh neu und bedankte mich, doch dann schob ich mir sofort die Ohrstöpsel rein und konzentrierte mich auf mein Minitablet. Ich hatte Niko nichts zu sagen und er mir offenbar auch nicht. Sonst hätte er nicht so auf meinen Schuh gedeutet.

Soweit ich wusste, wohnte Niko mit seinem Großvater in einem Blockhaus am Fuß des Mount Herman. Die beiden jagten sich ihr Essen selbst und hatten keinen Strom, und als Klopapier benutzten sie wild wachsende Pilze. Oder so ähnlich.

In der Schule wurde Niko nur »tapferer Jägersmann« genannt, und der Spitzname passte wirklich wunderbar zu seiner perfekten Haltung, seiner dünnen, drahtigen Statur und seiner ganzen Kombination aus brauner Haut, braunen Augen und braunem Haar. Niko hatte etwas Steifes, Stolzes an sich – wie die meisten Leute, mit denen keiner redet.

Ich ignorierte den tapferen Jägersmann und versuchte, mein Minitab hochzufahren. Aber das Teil war tot, was echt seltsam war. Ich hatte es gerade erst vom Ladedock geholt, bevor ich aus dem Haus ging.

Da hörte ich ein leises Geräusch: *Dingdingding*. Ich nahm die Ohrstöpsel raus und lauschte auf die kleinen *Dings*. Sie klangen wie Regen, nur metallischer.

Plötzlich verwandelten sich die *Dings* in *DINGS*, aus den *DINGS* wurde Mr. Reeds Schrei: »Verdammte Scheiße!«, und im nächsten Moment dellte sich das Dach ein – *WUMM*,

WUMM, WUMM. Spinnennetzartige Risse schossen durch die Windschutzscheibe. Mit jedem *WUMM* verwandelte sich die Scheibe wie bei einer Diashow. Je mehr Risse durchs Glas zuckten, desto undurchsichtiger wurde sie.

Ich blickte aus dem Seitenfenster.

Hagelkörner prasselten auf den Asphalt, in allen Größen, von winzig klein bis das-kann-doch-kein-Hagel-mehr-sein.

Autos rutschten über die komplette Straße. Doch im Gegensatz zu den anderen Fahrern stieg Mr. Reed nicht auf die Bremse, sondern aufs Gas. Er war ein geborener Raser.

Unser Bus schlingerte über eine Kreuzung, quer über den Mittelstreifen und auf den Parkplatz des Greenway-Superstores. Der war noch ziemlich leer, weil es gerade mal Viertel nach sieben oder so war.

Als ich mich umdrehte, nach hinten, zu Astrid, schaltete die Welt gleichzeitig auf Zeitlupe und Zeitraffer. Der Bus schlitterte auf dem Eis, brach seitlich aus und geriet ins Schleudern, immer schneller und schneller, bis es mir den Magen in den Hals drückte. Ungefähr drei Sekunden lang wurde mein Rücken gegen das Fenster gepresst wie in einem heftigen Karussell, dann krachten wir gegen eine Straßenlaterne. Ein grässliches metallisches Knirschen.

Ich wollte mich noch an die Lehne vor mir klammern, aber da schmiss es mich schon durch die Luft. Auch ein paar andere flogen durch die Gegend. Ich hörte keine Schreie. Nur Grunzlaute und ab und zu einen dumpfen Aufprall.

Obwohl es mich seitlich weggeschleudert hatte, knallte ich gegen das Dach. Wie war das möglich? Kurz darauf kapierte ich es – der Bus war umgekippt. Er kreischte auf der Seite über den Asphalt. Und kam bebend zum Stillstand.

Der Hagel, der bisher das Dach gnadenlos eingedellt hatte, delte jetzt uns gnadenlos ein.

Denn jetzt lag der Bus auf der Seite, und die Fensterreihe über uns hämmerte der Hagel sofort durch. Viele meiner Mitschüler wurden zugleich vom Hagel und vom Scherbenregen getroffen.

Aber ich hatte Glück. In meiner Nähe hatte sich ein Sitz gelöst, den ich über meinen Kopf zerrren konnte wie ein kleines Dach.

Es hagelte Eisklumpen in allen Größen. Manche waren klein und rund wie Murmeln, manche waren riesige knollige Teile, in denen Kies und anderes graues Zeug steckten.

Überall wurde geschrien und gebrüllt. Jeder versuchte, sich möglichst schnell unter einem lockeren Sitz zu verkriechen oder aufzustehen und sich an die Wand zu pressen, also ans ehemalige Dach.

Ein Lärm, als wären wir in einem Sturzbach aus Steinen und Felsblöcken gefangen. Das Hämmern nahm kein Ende. Als würde jemand mit einem Baseballschläger auf den Sitz über meinem Kopf einprügeln.

Ich beugte mich noch weiter vor, um aus den Überresten der Windschutzscheibe zu blicken. Durch den weißen Sprühnebel sah ich den Mittelschulbus. Alex' Bus. Der Bus war tatsächlich noch unterwegs. Er war nicht ins Schleudern geraten. Anders als Mr. Reed hatte Mrs. Wooly die Kontrolle behalten.

Ihr Bus preschte über den Parkplatz und hielt direkt auf den Haupteingang des Greenway-Superstores zu.

Und ich dachte: Mrs. Wooly fährt das Ding einfach in den Greenway. Ich wusste, dass sie die Kids aus dem Hagel bringen würde, und das tat sie auch. Sie rammte den Bus mitten durch die Glastür des Supermarkts.

Alex war in Sicherheit. Gut.

Im selben Augenblick hörte ich ein erbärmliches Wimmern. Ich schob mich ein Stück vorwärts und spähte um den Fahrer-

sitz herum. Vorne, wo der Bus gegen die Straßenlaterne gedonnert war, hatte es die Karosserie eingedrückt.

Und das Wimmern kam von Mr. Reed. Er war hinter dem Lenkrad eingezwängt. Blut floss aus seinem Kopf wie Milch aus der Tüte. Bald verstummte das Wimmern. Aber darüber konnte ich jetzt nicht weiter nachdenken.

Stattdessen blickte ich zur Tür, hinter der nun eine Wand aus Asphalt lag, und fragte mich, wie wir hier jemals rauskommen sollten. Wir kamen hier nicht raus. Die Windschutzscheibe hatte es gegen die Motorhaube gequetscht.

Der Bus war ein einziges zerknautschtes Knäuel, das auch noch auf die Seite gekippt war. Und wir saßen drin fest.

Josie Miller *schrie*. Alle anderen hatten sich instinktiv aus dem Hagel verzogen, aber Josie saß immer noch brüllend auf ihrem Sitz und ließ sich von den Eisklumpen verprügeln.

Außerdem war sie voller Blut. Aber es war nicht *ihr* Blut – sie versuchte, den Arm ihrer Sitznachbarin zwischen zwei übel zugerichteten Sitzen hervorzuziehen. Ich erinnerte mich, wer neben ihr gegessen hatte: Trish. Der Arm war schlaff wie eine Nudel und rutschte Josie immer wieder aus den Fingern. Trish war offensichtlich tot, aber das wollte Josie nicht einsehen.

Brayden war unter einem umgedrehten Sitz in Deckung gegangen. Der Typ war ein Vollidiot, der dauernd damit angab, dass sein Dad beim Luftwaffenkommando NORAD arbeitete. Jetzt holte er sein Minitab raus, um die panische Josie zu filmen, wie sie wieder und wieder nach dem glitschigen Arm griff.

Ein Monsterhagelkorn traf Josie an der Stirn und riss eine lange, pinkfarbene Wunde in ihre dunkle Haut. Blut rann über ihr Gesicht.

Wenn sie da sitzen blieb, im Hagel, würde sie sterben. Das war mir klar.

»Scheiße!«, fauchte Brayden sein Minitab an. »Mach schon!«
Ich musste was tun. Ich musste Josie helfen. Tu was. Hilf
ihr.

Doch mein Körper hörte nicht auf mein Gewissen.

Da streckte Niko die Hände aus, packte Josie an den Füßen und zog sie unter einen verbogenen Sitz. Einfach so. Er streckte die Hände aus und zerrte sie an den Beinen zu sich, schützte sie mit dem eigenen Körper und hielt sie fest, während sie schluchzte. Wie ein Pärchen im Horrorfilm.

Irgendwie hatte Nikos Heldentat den Bann gebrochen. Die anderen suchten nach einem Weg ins Freie. Astrid kroch nach vorne – sie wollte die Windschutzscheibe eintreten. »Hilf mir!«, rief sie, als sie mich auf dem Boden kauern sah.

Ich glotzte nur auf ihren Mund. Auf ihren Nasenring. Auf ihre Lippen, die sich bewegten und Laute formten. »Nein«, wollte ich sagen. »Wir können da nicht raus. Wir müssen hierbleiben, im schützenden Bus.« Doch ich bekam die Worte nicht auf die Reihe.

Astrid stand auf und brüllte in Richtung Jake und Co.: »Wir müssen in den Laden!«

»Nein«, krächzte ich endlich. »Das geht nicht. Der Hagel bringt uns um.« Aber da war Astrid schon wieder hinten.

»Versuch's mit dem Notausgang!«, schrie irgendwer. Hinten zerrte Jake schon seit einiger Zeit an der Tür des Notausgangs, aber er bekam sie nicht auf. Ein paar Minuten lang herrschte pures Chaos. Ich weiß nicht, wie lang genau, denn mir war inzwischen ziemlich seltsam zumute. Als würde mein Kopf hoch über allem anderen schweben, wie ein Ballon.

Bis ich ein sehr merkwürdiges Geräusch hörte: das *Piep-Piep* eines zurücksetzenden Schulbusses. Durch das Geschrei der anderen und den krachenden Hagel hörte ich dieses Piepen. Es war Wahnsinn.

Piep-Piep-Piep, als würde der Bus auf einer Exkursion in den Mesa-Verde-Nationalpark am Besucherzentrum einparken.

Piep-Piep-Piep, als wäre alles wie immer.

Mit zusammengekniffenen Augen spähte ich ins Freie – und sah, wie Mrs. Woolys Grund- und Mittelschulbus rückwärts auf uns zusteuerte. Der Bus hatte starke Schlagseite nach rechts, und als er in den Greenway gerasselt war, hatte es die Windschutzscheibe eingedellt. Aber er kam zu uns.

Durch das Loch, aus dem ich schaute, sickerte der erste schwarze Rauch ins Innere unseres Busses. Ölige, dickflüssige Luft. Ich musste husten. Meine Lunge schmerzte, als würde sie brennen.

Ein Gedanke kam mir in den Sinn: Es ist Zeit, schlafen zu gehen. Jetzt wäre ein guter Zeitpunkt einzuschlafen. Der Gedanke erschien mir absolut logisch und überzeugend.

Aber die anderen schrien immer lauter: »Der Bus brennt!«, »Das Ding explodiert gleich!«, »Wir werden sterben!«

Und ich dachte mir: Stimmt. Wir werden sterben. Aber das ist in Ordnung. Das ist richtig so. Wir sollen sterben. Wir werden sterben.

Hinter mir schepperte es. Metall auf Metall.

»Sie will die Tür aufbrechen!«, rief irgendwer.

»Helft uns!«

Ich schloss die Augen. Ich fühlte mich, als würde ich langsam in tiefem Wasser versinken. Ein schläfriges, warmes Gefühl. Ein angenehmes Gefühl.

Vor mir tat sich ein helles Licht auf. Im offenen Notausgang stand Mrs. Wooly, mit einer Axt in der Hand. Sie hatte die Tür aufgehackt.

Und sie brüllte: »Raus aus dem gottverdammten Bus!«

ZWEITES KAPITEL

RETTUNGSDECKEN

Aber die Sache war die: Ich war müde. Ich sah zu, wie die anderen nach hinten hasteten, zu Mrs. Wooly, und wie sie ihnen half, auf allen vieren durch den seitlich gekippten Notausgang zu krabbeln.

Um mich herum wurde lauthals gebrüllt. Einer half dem anderen, über die zerfetzten Sitze zu klettern, jeder rutschte auf den Hagelkörnern aus, der ganze Bus war klebrig vom Blut der Kids, die es zerquetscht hatte, von Mr. Reeds Blut und vielleicht auch von Motorenöl und Benzin und... aber mein Gott, mir war schön warm und ich war müde.

Ich hockte ganz vorne am Boden. In schweren Schlingen legte sich der schwarze Rauch um meinen Kopf, wie Oktopusarme aus Asche.

Niko hastete den Mittelgang hinauf, um zu überprüfen, ob noch jemand im Bus war. Doch ich wurde fast vollständig vom Sitz verdeckt. Erst als Niko schon kehrtmachen wollte, sah er mich.

Mir geht's gut, wollte ich ihm sagen. Ich war zufrieden, ich fand es hier sehr gemütlich, und es war Schlafenszeit. Aber die Worte waren zu weit weg, um sie auszusprechen. Ich war zu weit weg, um sie zu holen und durch meine Kehle zu meinen Lippen zu zerren.

Niko krallte sich in meine Arme und zog.

»Hilf mir!«, rief er. »Stoß dich ab!«

Ich versuchte, die Beine zu bewegen. Doch sie waren viel zu

dick und schwer, richtige Elefantenbeine. Als hätte man meinen Körper von der Hüfte abwärts durch einen Sack Blei ersetzt.

Niko keuchte. Immer dichter Rauch umgab uns. Mit einer Hand packte er mich am Haar, mit der anderen verpasste er mir eine schallende Ohrfeige. »Stoß dich ab, sonst gehst du hier drauf!«

Niko hatte mich geohrfeigt! Ich konnte es nicht fassen. Auf dem Tab sieht man so was öfter, aber wenn es einem plötzlich selbst passiert, ist es ein echter Schock.

So gesehen hatte die Ohrfeige funktioniert. Ich erwachte aus dem Halbschlaf, ich war zurück im Hier und Jetzt. Ich war wieder da.

Sofort schob ich mich unter dem Sitz hervor und stolperte auf die Beine. Niko schleifte mich halb durch den Hagel, den »Mittelgang« hinunter, der gar kein Mittelgang war, sondern der Bereich über den Lehnen (weil der Bus ja auf der Seite lag).

Währenddessen rauschte und donnerte der Hagel weiter durch die Fenster, doch er war in eine Art Trott verfallen: ein paar Hagelkörnchen, noch ein paar Hagelkörnchen, dann einige Mörderbrocken. Klein, klein, brutal.

Ich sah, wie Niko einen kräftigen Schultertreffer einsteckte. Er zuckte nicht mal zusammen.

Mrs. Wooly hatte ihre Vordertür direkt an unsere Rückseite gesteuert. Als Niko mich durch den Notausgang schob, hievte Mrs. Wooly mich hoch und bugsierte mich die Stufen rauf in ihren Bus.

Jake Simonsen packte mich am Arm, zerrte mich durch den Gang und hockte mich auf einen Sitz. Sekunden später wurde mir schwindlig, Funken sprühten vor meinen Augen, und schon kotzte ich Jake Simonsen voll. Den Footballhelden, den

Sexiest Man Alive. Und noch dazu war die Kotze schwarz wie Teer, wie Haferbrei mit Teer. Kein Scherz.

Ich wischte mir über den Mund. »Sorry.«

»Egal«, meinte er. »Bleib sitzen.«

Mrs. Woolys Bus war deutlich besser in Schuss als unserer. In der Decke wölbten sich enorme Dellen, hinten hatte der Hagel die meisten Fenster eingedrückt, und durch die Windschutzscheibe war kaum noch was zu erkennen, so viele Risse zogen sich kreuz und quer durchs Glas. Aber verglichen mit unserem Bus war ihrer die reinste Air Force One.

Josie saß zusammengesackt vor einem Fenster, während Astrid sich bemühte, die Blutung an ihrer Stirn zu stoppen. Brayden hatte sein Tablet wieder aus dem Rucksack geholt und versuchte, es hochzufahren.

In der ersten Reihe fing Niko an, dunklen Schleim hochzuwürgen.

Und mehr waren wir nicht.

Im Bus hatten mindestens fünfzehn Kids gegessen. Hier waren nur Jake, Brayden, Niko, Astrid, Josie und ich.

Mrs. Wooly legte den Vorwärtsgang ein. Der Bus machte einen Satz Richtung Greenway.

Gleichzeitig veränderte sich der Hagel – er verwandelte sich in einen schweren, stillen Eisregen. Ich spürte die plötzliche Stille bis in die Knochen. Ein gleichbleibendes, bleiernes *Wuuuuusch*.

Angeblich klingeln einem die Ohren, wenn man sich etwas richtig Lautes angehört hat, zum Beispiel nach einem Rockkonzert. Jetzt war da tatsächlich ein ununterbrochenes *GONGONGONGONG*. Die Stille schmerzte genauso wie der Hagel.

Ich musste heftig husten, ein Mittelding aus Husten und Kotzen. Schwarzer Schleim, grauer Schleim, brauner Schleim.

Mir lief die Nase, Tränen strömten aus meinen Augen. Kein Wunder – mein Körper musste den Rauch loswerden.

Auf einmal erstrahlte alles in hellem Orange. Die Fenster und Fensterrahmen traten scharf hervor, erleuchtet von einer Silhouette aus Feuer ... und *WUMM*, explodierte unser alter Bus.

Sekunden später stand das Riesending komplett in Flammen.

»So was«, meinte Jake. »Das war knapp.«

Ich lachte. Ich fand das witzig.

Niko sah mich an wie einen Geisteskranken.

Brayden stand auf und deutete aus dem Fenster auf die lodernden Trümmer unseres ehemaligen Schulbusses. »Das da«, sagte er, »gibt eine Eins-a-Sammelklage, Leute. Wetten?«

»Hinsetzen, Brayden«, erwiderte Jake.

Doch Brayden blieb stehen und zählte uns durch. »Sechs. Wir sechs verklagen das Bildungsministerium. Bei meinem Dad in der Arbeit haben sie Pläne für solche Situationen. Notfallpläne. Warum gab es keinen Plan? Keine Übungen?«

Ich wich seinem Blick aus. Brayden war offenbar vorübergehend durchgeknallt, aber das war nur verständlich. Es war sein gutes Recht, ein wenig neben der Spur zu sein.

Wir näherten uns dem Supermarkt. Ich dachte, Mrs. Woolly würde davor anhalten, um uns aussteigen zu lassen. Aber von wegen. Sie machte es wie beim ersten Mal – sie bretterte durch das Loch, wo früher mal die Glastür gewesen war. So kamen wir im Greenway an. Im Bus.

Aus unwirklich wurde noch unwirklicher.

Ich sah keine Greenway-Angestellten. Wahrscheinlich hatte die Frühschicht noch nicht angefangen.

Die Grund- und Mittelschüler standen gemeinsam im kleinen Pizza-Shack-Restaurantbereich am Rand der Verkaufsfläche.

Durch das Busfenster entdeckte ich Alex. Er machte gerade einen Schritt nach vorne und kniff die Augen zusammen, als würde er nach mir suchen. Der Bus kam stotternd zum Stehen. Zuerst stieg Mrs. Wooly aus, dann Niko, dann trat ich auf das glänzende Linoleum. Ich torkelte zu Alex – meine Beine wollten immer noch nicht so richtig mitmachen – und drückte ihn mit aller Kraft an mich. Dass ich ihn dabei mit Ruß und Kotze vollschmierte, war mir egal.

Vor der Umarmung war Alex sogar erstaunlich sauber gewesen. Genau wie die anderen aus seinem Bus. Die Kleinsten hatten natürlich Angst, aber Mrs. Wooly hatte sie alle im Eiltempo aus der Gefahrenzone gebracht.

Das sollte ich wohl noch erklären: In Monument lagen Grund- und Mittelschule direkt nebeneinander. Für kleine, abgelegene Viertel wie unseres gab es daher oft nur einen Bus für beide Schulen zusammen. Deshalb durfte Mrs. Wooly sowohl Achtklässler als auch Vorschüler kutschieren.

Alle Kids aus ihrem Bus, von den Fünfjährigen bis zu den Teenagern, hatten die Sache gut überstanden.

Wir nicht. Wir sahen aus, als kämen wir aus dem Krieg.

Mrs. Wooly bellte die ersten Befehle.

Eine Achtklässlerin namens Sahalia schickte sie mit ein paar kleinen Kids in die Apothekenabteilung, um Mullbinden, Wundsalbe und so weiter zu holen. Zwei Vorschüler sollten einen Einkaufswagen voll Wasser, Gatorade und Kekse sammeln.

Niko wollte ein paar Rettungsdecken besorgen, um einem Schock vorzubeugen. Als er das sagte, blickte er zu Josie. Ich wusste warum.

Josie wirkte extrem mitgenommen. Sie hockte vornübergebeugt auf der Bustreppe, jammerte lautstark und wiegte sich dabei vor und zurück. Die Risswunde an ihrer Stirn lief nicht

mehr ganz so schnell aus, doch das dicke Blut hatte ihr Haar verklumpt und war in roten Flecken auf ihrem Gesicht getrocknet. Ein erschreckender Anblick.

Die paar kleinen Kinder, die noch da waren, standen bloß da und starrten Josie an. Also schickte Mrs. Wooly sie ebenfalls los, Sahalia helfen. Dann nickte sie Astrid zu. »Du hilfst mir, sie in den Pizza Shack zu bringen.«

Gemeinsam stellten sie Josie auf die Füße und führten sie zu einer Sitznische.

Alex und ich saßen zusammen in einer Nische. Brayden, Jake und die anderen hatten sich irgendwo an einzelne Tische sinken lassen.

Alle fingen an zu reden, und alle redeten ungefähr dasselbe: Ich kann nicht fassen, was da passiert ist. Ich kann nicht fassen, was da passiert ist. Ich kann nicht fassen, was da passiert ist.

»Dean«, fragte mich mein Bruder immer wieder, »bist du dir sicher, dass du okay bist?« Und ich sagte immer wieder, dass es mir gut ging.

Aber mit meinen Ohren stimmte irgendwas nicht. Ich hörte ein rhythmisches Klappern. Das *Wumm-Wumm-Wumm* des Hagels steckte mir noch in den Gliedern.

Sahalia und die Kleinen kehrten mit einem Einkaufswagen voll Medizin und Erste-Hilfe-Kram zurück.

Mrs. Wooly kam rüber, checkte uns einzeln durch und verabreichte uns, was sie für das Beste hielt.

Um Josie kümmerte sie sich am längsten. Als sie die klaffende Wunde an ihrer Stirn sah, machte sie leise »Ts ts ts«.

Durch Josies schokoladenfarbene Haut sah der Riss noch schlimmer aus. Das Rot des Bluts wirkte irgendwie heller.

»Das muss genäht werden, Schätzchen«, sagte Mrs. Wooly zu ihr.

Josie saß nur da, stierte geradeaus und schaukelte vor und zurück, während Mrs. Wooly Wasserstoffperoxid auf die Wunde goss. Die Flüssigkeit warf pinke Blasen, Schaum lief über Josies Schläfe und in ihren Nacken.

Mrs. Wooly tupfte den Riss mit Watte ab und bestrich ihn mit Salbe, bedeckte ihn mit einem großen Mullpad und wickelte eine Mullbinde um Josies Kopf. Vielleicht hatte sie in ihrer Jugend mal als Krankenschwester gearbeitet. Keine Ahnung, aber sie erledigte das ziemlich profihaft.

Niko tauchte mit ein paar silbrigen Wärmedecken auf, wie man sie normalerweise zum Wandern mitnimmt. Eine legte er Josie um die Schultern, eine andere hielt er mir hin.

»Ich stehe nicht unter Schock«, meinte ich.

Er sah mich bloß ruhig an und hielt mir weiter die Decke hin.

Mir fiel auf, dass ich tatsächlich ein bisschen zitterte. Kurz darauf kapierte ich, woher das seltsame Klappern kam, das ich die ganze Zeit hörte: von meinen Zähnen.

Ich nahm die Decke.

Nun kam Mrs. Wooly zu mir. Mit ein paar Baby-Feuchttüchern wischte sie mir Gesicht und Hals ab, ehe sie meinen Kopf von vorne bis hinten abtastete.

Stellt euch das mal vor – die Grundschulbusfahrerin säubert euch das Gesicht mit Baby-Feuchttüchern und wuschelt euch danach ausgiebig die Haare. Es war lächerlich. Aber jetzt war alles anders, und keiner verarschte irgendwen.

Menschen waren gestorben. *Wir* waren fast gestorben.

Keiner verarschte irgendwen.

Mrs. Wooly gab mir drei Ibuprofen und ein bisschen Hustensaft und stellte mir einen Kanister Wasser hin. Ich sollte trinken, trinken, trinken und erst aufhören, wenn ich am Boden angekommen war.

»Wie geht's deinen Beinen?«, fragte sie. »Vorhin bist du ein bisschen komisch gelaufen, oder?«

Ich stand auf. Mein Knöchel schmerzte, ansonsten ging's ganz gut. »Schon in Ordnung.«

»Ich hol uns ein paar Klamotten«, schlug Niko vor. »Dann können wir uns waschen und umziehen.«

»Du setzt dich jetzt mal hin«, befahl Mrs. Wooly.

Langsam ließ Niko sich in eine Nische sinken und würgte schwarze Schmiere auf seinen Ärmel.

Mrs. Wooly checkte ihn durch und wischte ihm Gesicht und Hals ab, wie bei uns anderen. »Ich erzähl der Schule, was du da drin gemacht hast«, flüsterte sie ihm zu. »Das war eine echte Heldentat, Junge.«

Niko wurde rot und wollte schon wieder aufstehen.

Mrs. Wooly drückte ihm eine Gatorade, ein paar Ibuprofen und eine Flasche Hustensaft in die Hand. »Du bleibst sitzen.«

Er nickte und hustete noch mehr Schleim.

Jake stocherte auf dem Bildschirm seines Minitabs herum. »Hey, Mrs. Wooly. Ich krieg kein Signal rein. Als hätte ich keinen Saft mehr. Aber ich weiß, dass es aufgeladen ist.«

Einer nach dem anderen zog ein Minitab hervor und versuchte, es einzuschalten.

»Wahrscheinlich ist das Network zusammengebrochen«, meinte Mrs. Wooly. »Aber probiert's weiter. Das wird schon wieder.«

Auch Alex holte sein Minitab raus. Es war tot, der Bildschirm schwarz. Er brach in Tränen aus. Heute muss ich fast darüber lachen. Im Sturm hatte er nicht geweint, als er mich halbtot gesehen hatte, hatte er nicht geweint, um die toten Kids aus meinem Bus hatte er auch nicht geweint. Er weinte erst, als wir kapierten, dass das Network zusammengebrochen war.

Das Network war noch nie zusammengebrochen. Noch nie.

Jeder von uns hatte Hunderte Werbespots gesehen, die bewerteten, wie absolut stabil die National Connectivity sei. Und daran mussten wir glauben, denn all unsere Daten – Fotos, Filme, E-Mails, alles – ruhten auf großen Servern »oben am Himmel«.

Ohne Network hatte man keinen Computer mehr, sondern nur leere Tablets, Plastik und Altmetall im Wert von höchstens fünfzehn Dollar. Man hatte nichts.

Angeblich existierten Tausende Back-ups, die das Network gegen jede Naturkatastrophe absicherten, sogar gegen einen Atomkrieg. Gegen alles.

»Was für eine Scheiße!«, meckerte Brayden. »Wenn das Network weg ist, kommt auch keiner, um uns hier rauszuholen. Die wissen nicht mal, wo wir sind!«

Jake schaltete seine tiefe Chill-out-Stimme ein und sagte Brayden, dass er sich beruhigen soll. Dass das schon wieder wird.

Da rutschte Alex aus unserer Sitznische und legte los. Er schrie beinahe. »Das Network kann nicht zusammenbrechen! Das kann nicht sein. Ihr habt keine Ahnung, was das bedeutet!«

In unserer Gegend war Alex eine kleine Berühmtheit, weil er so ein gutes Händchen für Computer und Elektronik hatte. Bei uns zu Hause kamen Leute vorbei, die wir kaum kannten, um ihre defekten Tablets von Alex debuggen zu lassen. An meinem ersten Tag in der Highschool hatte mich der Englischlehrer beiseitegenommen und gefragt, ob ich zufällig Alex Grieders Bruder wäre und ob Alex sich vielleicht mal das Navi seines Wagens anschauen könnte.

Wenn hier einer wusste, was ein Zusammenbruch des Networks bedeutete, dann Alex.

Mrs. Wooly packte ihn an den Schultern. »Grieder junior«,

sagte sie, »geht jetzt frische Klamotten für Grieder senior holen.«

Mit Grieder senior meinte sie natürlich mich.

»Sie kapierten das nicht«, jammerte Alex.

»Du besorgst jetzt Klamotten für deinen Bruder. Und für die anderen Jungs. Schnapp dir einen Wagen und los. Sahalia, du gehst mit und holst Sachen für die Mädchen.«

»Aber ich weiß ihre Größen gar nicht«, erwiderte Sahalia.

»Ich komm mit«, meinte Astrid.

Mrs. Wooly öffnete schon den Mund, um ihr zu befehlen, brav sitzen zu bleiben – schloss ihn aber wieder. Mrs. Wooly kannte ihre Fahrgäste. Sie wusste, dass Astrid sich nichts sagen ließ.

Astrid, Alex und Sahalia machten sich auf den Weg.

Ich trank Wasser.

Und gab mir große Mühe, nicht schon wieder zu kotzen.

Ein paar von den Kleinen tatschten auf ihren Minitabs herum. Immer wieder drückten sie auf die toten Bildschirme und legten die kleinen Köpfe schief. Sie warteten, warteten, warteten.

Sie hatten keinen Schimmer, was los war.

Es war ein merkwürdiges Gefühl, mich zusammen mit Brayden und Jake auf der Toilette umzuziehen. Die Typen waren nicht gerade meine besten Freunde. Jake ging in die Zwölfte, Brayden und ich waren beide in der Elften. Aber die beiden waren in der Footballmannschaft und hatten breite Schultern. Ich war nicht in der Mannschaft und hatte keine.

Jake hatte mich bisher auf seine großmütige Art ignoriert. Brayden war einfach nur gemein zu mir.

Kurz überlegte ich, zum Umziehen in eine Kabine zu gehen. Brayden bemerkte mein Zögern.

»Keine Angst, Geraldine«, meinte er. »Wir schauen dir schon nichts weg.«

Dean ... Geraldine ... großartig, was?

Mit der Geraldine-Scheiße hatte Brayden schon in der Grundschule angefangen.

In der Achten hatte er sich dann auf meine Frisur eingeschossen. Seiner Meinung nach musste ich dringend »gestylt« werden, und dazu spuckte er sich in die Hände und rieb mir den Speichel ins Haar wie Gel. Gegen Ende des Schuljahrs sabberte er mir einfach auf den Kopf und zermanschte das Zeug mit einer Hand.

Enorm stylish.

Aber mir war klar, dass die Mädchen auf Brayden standen: olivfarbene Haut, die selbst im Winter frisch gebräunt wirkte, dazu braunes, gewelltes Haar und sehr buschige Augenbrauen. Irgendwie neandertalermäßige Augenbrauen, wenn ihr mich fragt, aber auf Mädchen wirkte das wohl wild und gefährlich. Nehme ich zumindest an, weil sie in Braydens Gegenwart immer tuschelten und rumstolzierten, bis ich einen Hass auf die ganze Welt entwickelte.

Soll heißen: Brayden und ich, wir waren keine Freunde.

Ich ging nicht in die Kabine, sondern streifte bloß mein verdrecktes Shirt und meine Jeans ab und säuberte mich am Waschbecken.

»Dieser Hagel ...«, sagte Jake. »Unfassbar, was?«

Brayden nickte. »Unfassbar.«

»Absolut unfassbar«, bestätigte ich.

»Du sagst es!«

Jake erkundigte sich nach einem Bluterguss an meinem Arm, den ich einem besonders fiesen Hagelkorn zu verdanken hatte.

»Tut ganz schön weh«, erwiderte ich.

»Du bist schon okay, Dean«, sagte er und schlug mir auf die Schulter, was ebenfalls wehtat.

Vielleicht ließ Jake sich bloß vom Gemeinschaftsgefühl mitreißen. Oder er kümmerte sich um mich, um einen auf Anführer zu machen. Aber selbst wenn er mir nur was vorspielte – ich durfte mich mal ganz normal fühlen, und das war schön.

»Hey, Jake«, meinte ich. »Das mit der Kotze tut mir leid.«

»Kein Ding, Mann. Vergiss es.«

Ich warf ihm das Sweatshirt zu, das Alex mir von einem Kleiderständer im Greenway geholt hatte. »Hier. Hab ich extra für dich ausgesucht. Passt zu deinen Augen.«

Jake lachte auf. Mein Spruch hatte ihn überrascht.

Auch Brayden lachte.

Und so gackerten wir vor uns hin, bis das Ganze völlig außer Kontrolle geriet. Gemeinsam schnappten wir nach Luft, Tränen in den Augen.

Meine Kehle schmerzte – der Rauch hatte sie aufgeraut. Trotzdem lachten Jake, Brayden und ich noch lange weiter.

Als wir frisch angezogen zurückkehrten, hatte Mrs. Wooly alle um sich versammelt.

»Ich schätze, es ist acht oder neun«, erklärte sie. »Das Network ist immer noch nicht wiederhergestellt, und langsam mache ich mir Sorgen um unsere liebe Josie. Wahrscheinlich steht sie nur unter Schock, und das müsste sich in ein, zwei Tagen geben. Aber es könnte auch was Ernsteres sein.«

Alle sahen Josie an, die seltsam distanziert zurückstarrte. Nicht direkt geistesabwesend, eher als könnte sie unsere Gesichter und Namen nicht richtig einordnen.

»Okay«, fuhr Mrs. Wooly fort, »das ist der Plan: Ich gehe rüber zur Notaufnahme und hole Hilfe.«

Chloe, ein rundliches kleines Mädchen, heulte los. »Ich will nach Hause! Bring uns nach Hause! Ich will zu Oma!«

»Wie denn?«, erwiderte Mrs. Wooly. »Der Bus hat zwei Platten. Ich kann euch nirgendwohin bringen. Aber ich hole Hilfe und bin in null Komma nichts wieder da.« Chloe war alles andere als überzeugt, doch davon ließ Mrs. Wooly sich nicht aufhalten. »Noch was, Kinder. Eure Eltern müssen später alles bezahlen, was ihr aus dem Laden nehmt. Also haltet euch zurück, klar? Wir haben hier nicht Weihnachten.« Eine Pause. »Ich habe beschlossen, Jake Simonsen das Kommando zu übertragen. Bis ich zurück bin, hat er das Sagen. Aber jetzt gehen Sahalia und Alex erst mal mit den Kleinen in die Spielzeugabteilung, ein paar schöne Brettspiele und Puzzles aussuchen.«

Die Kleinen jubelten, allen voran Chloe, die demonstrativ auf und ab hüpfte und in die Patschehändchen klatschte. Was ihre Laune anging, war sie wohl etwas inkonsequent. Und etwas anstrengend war sie auch.

Mit einem entnervten Seufzen stand Sahalia auf. »Warum immer ich?«

»Weil die Großen im Gegensatz zu dir fast umgekommen wären«, zischte Mrs. Wooly.

Die Grund- und Mittelschüler verschwanden Richtung Spielzeugabteilung.

»Hört mal her«, meinte Mrs. Wooly, als die Kids weg waren. »Bis zum Krankenhaus ist es nicht weit. Das schaffe ich wahrscheinlich in einer Stunde, vielleicht auch in einer halben. Und falls mich irgendwer mitnimmt, bin ich sogar noch schneller zurück. Ihr gebt Josie zu trinken und fragt sie öfter mal, was für ein Jahr wir haben, wie sie heißt, was ... was weiß ich, was ihre Lieblingslimo ist, ihre Lieblingskekse und so weiter.« Mrs. Wooly fuhr sich durch das drahtige graue Haar. Ihre Augen

drifteten zur zerschlagenen Schiebetür des Eingangs ab. »Kann sein, dass bald jemand auftaucht. Aber ihr geht mit niemandem mit außer mit euren Eltern, okay? Das müsst ihr mir versprechen. Ich bin jetzt für euch verantwortlich. Und ... nicht dass ich damit rechnen würde, aber falls es zu Krawallen oder Plünderungen oder so kommt, packt ihr alle Kinder hier in den Pizzaladen und bleibt zusammen. Die Großen nach außen und zusammenbleiben. Kapiert?«

Jetzt war mir klar, warum Mrs. Wooly die Jüngeren weggeschickt hatte. Sie wollte ihnen nichts über Krawalle erzählen.

»Eine Frage noch«, meinte Jake. »Was, wenn die Leute vom Greenway kommen?« Er deutete auf den zerbeulten Bus, der zwischen den leeren Einkaufswagen im Eingangsbereich stand. »Die werden ganz schön angepisst sein.«

»Ihr sagt ihnen, dass es ein Notfall war und dass die Schulbehörde für alle Schäden aufkommt.«

»Ich könnte uns notfalls Mittagessen machen«, sagte Astrid. »Ich kenn mich mit den Öfen im Pizza Shack aus. Hab letzten Sommer hier gejobbt.«

Das wusste ich schon. Keine Ahnung, wie viele Streifzüge ich im vorigen Sommer durch den Greenway unternommen hatte. Es waren viele.

»Ein warmes Mittagessen!«, rief Mrs. Wooly. »Das ist doch mal ein Wort.«

Die Kleinen kehrten mit einem Stapel Brettspiele zurück. Mrs. Wooly machte sich startklar.

Währenddessen ging ich zu den Büroartikeln, schnappte mir einen Acht-Dollar-Kugelschreiber und suchte mir das schönste, teuerste, edelste Notizbuch im Angebot aus. Ich hockte mich hin, wo ich war, und schrieb. Ich musste den Hagelsturm zu Papier bringen, solange die Erinnerung noch frisch war.

Ich habe schon immer geschrieben. Egal was passiert, ich muss es nur aufschreiben, und schon ist es okay. Ich setze mich völlig wirr und gestresst hin und lege los – wenn ich wieder aufstehe, ist alles da, wo es hingehört.

Am liebsten schreibe ich mit der Hand in ein Spiralnotizbuch. Ich weiß selbst nicht, warum, aber auf einem Blatt Papier kann ich besser denken als auf einem Tablet. Dabei kritzelt eigentlich kein normaler Mensch noch etwas Längeres als schnelle Notizen von Hand. Wir haben alle im Kindergarten gelernt, mit zehn Fingern zu tippen.

Brayden blieb stehen und sah mir einen Moment zu. »Schreibschrift, Geraldine? Wie retro.«

Alle stellten sich am Eingang auf, um Mrs. Wooly zu verabschieden. Der Himmel war zu seinem Normalzustand zurückgekehrt, einem knackigen, klaren Blau. »Der Himmel über Colorado ist immer noch der schönste«, hätte meine Mom dazu gesagt.

Auf dem Parkplatz lagen etwa dreißig Zentimeter Hagel. Wo der Asphalt abschüssig war, waren die Eisklumpen runtergerutscht und hatten sich in gewaltigen Dünen gesammelt.

Ich weiß, das klingt nach einem genialen Spielplatz – als hätte sich die Außenwelt in ein einziges Bällebad verwandelt. Doch die großen Hagelkörner hatten Beulen und Auswüchse, da steckten Steine und Zweige und anderes Zeug drin. Die Dinger waren scharfkantig und schmutzig. Keiner wollte rausgehen und spielen. Wir blieben lieber drinnen.

Die paar Autos auf dem Parkplatz waren wahnwitzig eingedellt und zermalmt, als wären sie von einem Riesen mit einem Riesenhammer weichgeklopft worden. Sie hatten deutlich mehr abgekiegt als Mrs. Woolys Bus.

»Wenn alle Autos in der Stadt so aussehen«, sagte Alex zu mir, »müssen wir nach Hause laufen.«

Nach Hause laufen? Warum eigentlich nicht? Sobald Mrs. Wooly weg war, könnte ich mich einfach auf den Weg machen. Aber sie hatte gesagt, dass wir bleiben sollten, und ich hielt mich an Anweisungen. Außerdem war Astrid Heyman im Greenway und nicht in unserer langweiligen Billighütte in der Wagon Trail Lane.

In unserer Siedlung hießen alle Straßen so ähnlich: Wagon Gap Trail, Coyote Valley Court, Blizzard Valley Lane ...

Ich bin unsere Straße wirklich oft runtergelaufen, aber ich habe sie kein einziges Mal mit einem Feldweg durch eine Wild-West-Prärie verwechselt. Keine Ahnung, wie die Baufirma auf die Schwachsinnsidee gekommen ist.

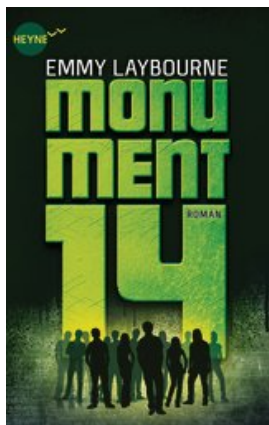
In der Ferne waren Sirenen zu hören. An ein paar Stellen stieg Rauch auf. Auch über unserem ausgebrannten Bus hing eine Rauchsäule. Deshalb konnte ich mir in etwa ausrechnen, woher der andere Rauch kam.

Ich weiß noch, was ich mir damals dachte: Unsere Stadt hat ganz schön was eingesteckt. Ich fragte mich, ob wir staatliche Katastrophenhilfe bekommen würden. Nach dem Erdbeben von '21 waren Bilder aus San Diego ausgestrahlt worden, wo Kisten voller Kleidung, Spielzeug und Nahrung verteilt worden waren. Vielleicht würden diesmal wir Geschenke kriegen, und die Medien würden unsere Stadt belagern.

Mrs. Wooly schlüpfte in kniehohe Gummistiefel und steckte eine billige Schachtel Zigaretten ein. Sonst nahm sie nichts mit.

»Mrs. Wooly.« Brayden trat einen Schritt vor. »Mein Dad arbeitet bei NORAD. Wenn Sie ihm irgendwie Bescheid sagen können, kann er sicher einen Wagen oder so schicken, der uns hier rausholt.«

Wahrscheinlich war ich der Einzige, der die Augen verdrehte. Wahrscheinlich.



Emmy Laybourne

Monument 14 (1)

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-41163-0

Heyne fliegt

Erscheinungstermin: Januar 2014

Vierzehn Jugendliche. Eine Shopping-Mall. Eine Welt, in der nichts mehr ist, wie es einmal war.

An dem Tag, als die Welt untergeht und ein Tsunami die Ostküste der USA trifft, stranden 14 Jugendliche in einem Einkaufszentrum. Schnell wird ihnen klar, dass sie völlig auf sich allein gestellt sind. Während der Strom ausfällt und die Zivilisation zusammenbricht, braut sich am Himmel etwas noch viel Furchtbareres zusammen. Eine Giftwolke aus einer nahen Chemiefabrik nähert sich dem Einkaufszentrum. Diejenigen, die die Chemikalien einatmen, verändern sich in völlig unerwarteter und beängstigender Weise. Der zurückhaltende Dean, bislang eher ein Außenseiter, muss sich mit den anderen verbünden und um sein Überleben kämpfen ...

 [Der Titel im Katalog](#)